

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 18

Artikel: Der Meermann : nach einer alten Chronik
Autor: Hesse, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Am Roten Meer bei Djibouti.

stuft. Und auch bei den ersten Sonnenbädern im Freien wird man sich nicht sogleich der prallen Sonne aussetzen, sondern zunächst einen Übergang dadurch schaffen, daß man im Schatten der reflektierenden Sonnenstrahlen auf sich wirken läßt, die fast ebenso gesund sind wie unmittelbare Bestrahlung, dem Körper aber nicht schaden. Daß schließlich Menschen, die zu irgendwelchen

nervösen Erscheinungen neigen, bei allen Sonnenbädern ausnahmslos den Kopf mit einem weißen Tuch oder Schirm bedecken müssen, und daß man die Augen durch eine graue oder grünliche, nicht aber durch eine nutzlose blaue Brille vor den Einwirkungen der Sonnenstrahlen zu schützen hat, sollten eigentlich Gebote der Selbstverständlichkeit sein!

Der Meermann.

Nach einer alten Chronik. Von Hermann Hesse.*

Trotz den vielen Humanisten, die es im Anfang des 15. Jahrhunderts in Italien gab, passierten damals zwischen Mailand und Neapel viel erstaunlichere Dinge als heutzutage; wenigstens reißen die Chronisten jener Zeit trotz ihrer gelegentlichen Altklugheit alle Augenblicke die Augen weit auf und berichten mit der ihrem Berufe zukommenden Treuherzigkeit ganz wunderliche Sa-

chen. Ein solches, von zahlreichen Augenzeugen beglaubigtes Ereignis aus eben jener Zeit ist das folgende.

Eine Stadt am Meere, eine zwar nicht große, aber uralte, hochberühmte und von vielen Zierden der Kunst und Wissenschaft bewohnte Stadt errichtete auf dem Standort eines längst vom Boden verschwundenen Neptuntempels eine schöne Kirche. Sie wurde vollendet und einge-

*Die Martin Bodmer-Stiftung in Zürich hat den diesjährigen Gottfried Keller-Preis dem Dichter Hermann Hesse zuerkannt.

weist und von jedermann mit Stolz und Freude besucht und betrachtet, nur nicht von den Bewohnern des eifersüchtigen Nachbarstädtchens.

Da geschah es kurze Zeit nach der Einweihung jener Kirche durch den Bischof, daß ein grausiger Sturm ausbrach, der mit unerhörter Stärke vier Tage und Nächte wütete. Mehrere Fischerbarcken gingen mit Mann und Maus unter, ein Segelschiff mit reicher Warenladung versank unweit der Küste, und vom Turm der neuerbauten Kirche wurde das zentnerschwere vergoldete Kreuz ausgerissen. Es stürzte auf die Kirche, durchschlug das Dach und blieb verwüstet und verbogen im inneren Gebälke hängen. Manche fanden, seine jetzige Form sei die eines Dreizacks, und schlossen daraus auf eine Rachebehandlung des beleidigten Meergottes. Andere bemühten sich, die Haltlosigkeit dieser Behauptung darzutun, man erregte sich über die Frage, und bald war die ganze Stadt deswegen in Streit und Eifer. Der große Historiker Markus Salestris verlas im Ratsaal eine Abhandlung über Wesen und Geschichte der Meeresgottheiten, eine wackere Arbeit voll alter Zitate und Hinweise auf die Werke der Alten wie auch der Kirchenväter, die am Schlusse in der Überzeugung gipfelte, die ehemaligen Meergötter seien entweder ausgerottet oder doch in unbekannte und öde Ozeane jenseits der Erdteile entwichen.

Ihm antwortete der berühmte Redner Cäsarius in einem öffentlichen Vortrag. Unter Anerkennung der Gelehrsamkeit und Verdienste des Salestris behauptete er mit Überzeugung das Gegenteil und machte seine Ansicht vielen überaus wahrscheinlich, indem er aus Chroniken wie aus Seefahrerberichten neuerer Zeiten viele Fälle von Begegnungen zwischen Menschen und heidnischen Meerwesen aufzählte.

Inzwischen hatte der entsetzliche Seesturm nachgelassen, und wenn auch die See noch ziemlich bewegt war, konnten doch Fischer und andere Leute, die ihr Gewerbe am Strand betreiben, wieder ihrem Berufe nachgehen.

Da kamen eines Morgens Fischerweiber in die Stadt gelaufen und verkündeten schreiend, es liege am Sandufer vom Meere hergespült ein Mann, nackt und halb vom Seetang überzogen. Sie vermuteten in ihm den Leichnam eines von den im Sturme Umgekommenen, und in Bälde begleitete sie eine große Schar, teils Hilfsbereiter, teils Neugieriger zum Ufer. Sie nahmen Stangen, Netze und Seile mit, einige machten auch ihre Boote flott, und so näherten sie sich dem Körper, der unweit des Strandes, scheinbar in

Schlinggewächse verwickelt, im Takt der noch unruhigen Brandung auf und nieder schaukelte. Frauen wehklagten und beteten. Jünglinge und Kinder sahen mit Grausen auf den bleich schimmernden Körper, der bald bis zur Brust sichtbar wurde, bald nur noch eine Hand über Wasser zeigte.

Des unsicheren Bodens und der vielen Untiefen wegen fand man es geraten, den Leichnam von drei Booten aus mit einem Schleppnetz einzuholen. Erfahrene Männer führten dies aus, und es gelang.

Entsetzt aber schrie die Menge der Zuschauer auf, als der vom Netz umschlossene Körper sich plötzlich heftig bewegte. Er riß am Netz und schlug mit den Armen, und unvermutet stieß er ein so wildes und scheußliches Gebrüll aus, daß jedermann das Herz erstarrete. Zugleich warf er sich wie im Krampf in die Höhe, und nun konnte man sehen, daß er mit einem gewaltigen Fischschwanz an Stelle der Beine versehen war.

„Ein Ungeheuer! Ein Meermensch! Ein Seeschreck!“ riefen alle durcheinander, und nicht wenige ergriffen die Flucht. Die Männer in den Booten aber hielten, obwohl erschrocken, stand und zogen den unentrinnbar Umstrickten mit Übermacht ans Land. Dort banden sie den ganz vom Netz umschnürten Meermann noch mit starken Seilen, warfen ihn auf einen zweirädrigen Karren und führten ihn unter ungeheurem Auflauf und Geschrei des Volkes in die Stadt.

Hier war mittlerweile von den zuvor Geflüchteten die Neuigkeit in allen Gassen verbreitet worden, und auf dem Marktplatz, wohin die Männer mit dem Karren eilten, strömte im Augenblick eine unzählbare Volksmenge zusammen.

„Totschlagen!“ und „Vierteilen!“ riefen Hunderte unaufhörlich. Doch wagte sich niemand an den Gefangenen, den die Einlieferer überdies bewachend umstanden.

Unter den Herren von Ruf und Geltung, die sich samt dem Bürgermeister in ziemlicher Anzahl eingefunden hatten, wurde heftig beraten. Der Historiker Salestris und der Redner Cäsarius waren die ersten, die sich dem auf dem Wagen liegenden Ungeheuer näherten, um es genau zu betrachten. So weit auch ihre Meinungen sonst auseinander gingen, waren sie doch darin einig, daß man versuchen müsse, den Fremdling am Leben zu erhalten. Und es gelang ihnen, entgegen dem Wunsch der Menge, jene Männer zu vermögen, daß sie den Gefangenen, gebunden wie er war, in den Marktbrunnen warfen, wo er alsbald unter sank.

Der Brunnen wurde mit Schildwachen besetzt, und das Volk trieb sich erregt noch lange auf dem Plage herum, während der Rat unter Beiziehung jener Gelehrten über die ferner zu ergreifenden Maßregeln im Stadthause beriet. Salestris und Cäsarius erhielten Erlaubnis und Auftrag, den Tritonen nach Möglichkeit zu erforschen und, wenn es möglich wäre, mit ihm zu sprechen.

Sie begaben sich zum Brunnen, wo die Wachen sie vor dem Andrang der Neugierigen schützten. Der Meermann lag auf dem Grunde des tiefen steinernen Beckens, und es gelang erst nach mehreren Stunden, ihn durch Brot und Fische an die Oberfläche zu locken. Endlich tauchte er auf, und es zeigte sich, daß er Netz und Stricke inzwischen abgestreift hatte. Die beiden Gelehrten machten das Zeichen des Kreuzes, wozu der Meermann lachte. Dann redete ihn bald der eine, bald der andere an, sowohl in italienischer wie in lateinischer Sprache. Doch verstand er sie nicht, obwohl er eifrig zu lauschen schien und teils durch Gebärden, teils durch unverständliche Laute einer fremden Sprache etwas zu sagen bemüht war.

Eine nochmalige Beratung im Stadthause blieb ohne Ergebnis. Cäsarius äußerte die Überzeugung, es müsse möglich sein, sich in irgendeiner Sprache mit dem Fremdling zu verständigen. Darauf fand sich ein südländischer Schiffer, der als Verwalter einer Reederei am Orte lebte und der saragenischen Sprache mächtig war. Auch er redete mit dem Scheusal und wurde nicht verstanden. Doch hielt er es für wahrscheinlich, daß es griechisch rede, denn seine Laute kamen ihm denen der griechischen Sprache ähnlich vor, die er zwar nicht verstand, doch auf Seefahrten manchmal hatte sprechen hören.

Es galt also, jemand zu finden, der Griechisch konnte. Allein es fand sich niemand, denn die Kenntnis dieser Sprache war damals wenig verbreitet. Doch wußte Salestris, der Historiker, daß der in der Nachbarstadt lebende Arzt Charikles griechische Bücher besaß und sich mit seinen griechischen Studien brüstete. Nun hatte niemand Lust, der verhassten Nachbarstadt den Triumph zu gönnen und den Charikles holen zu lassen.

Aber in einer letzten Sitzung spät am Abend wurde doch schließlich für richtig erkannt, den fremden Arzt und Gelehrten heimlicherweise herzubestellen, und Cäsarius übernahm den Auftrag dazu, wenn auch ungern. Früh am andern Morgen begab er sich zu Pferde nach der nicht sehr weit entfernten Stadt, sprach bei Charikles vor, sagte ihm viele Schmeicheleien und bat ihn

am Ende, ohne Aufsehen mit ihm zu kommen. Jener meinte, er habe durchaus kein Interesse daran, der Feindin seiner Vaterstadt einen Dienst zu erweisen, doch wolle er der Wissenschaft zuliebe und gegen eine ordentliche Belohnung immerhin mitkommen.

Und so standen am späten Nachmittag die Edlen der Stadt, die Gelehrten und der Arzt Charikles am Rande des Brunnenbeckens. Das Meerungeheuer tauchte empor und legte sich mit beiden Armen auf die Steinbrüstung. Charikles sprach es lateinisch und italienisch an, doch ohne Erfolg. Da begann er griechisch zu reden und kaum hatte er einige Sätze gesagt, so gab auch das Ungeheuer fremdartige Laute von sich.

„Es ist gut“, sagte der Arzt zu den Umstehenden, „er gibt mir Antwort.“

„Mir scheint aber doch“, meinte Salestris, „das Schrecknis rede nicht dieselbe Sprache wie Euer Wohlgeboren.“

„Ihr habt ein feines Ohr,“ erwiderte der Arzt lächelnd. „Der Triton spricht zwar Griechisch, jedoch den veralteten jonischen Dialekt, denselben, in dem die Gesänge des Homeros abgefaßt sind.“

Er redete weiter mit dem Unhold, bis dieser, der Belästigung müde, untertauchte und im tiefen Wasser verschwand. Darauf gab er im Rathause seine Unterredung zu Protokoll. Nach diesem hatte der Meermann mitgeteilt, er sei ein Abgesandter des Gottes Poseidon. Selbiger sei erbost, daß an der Stelle seines ehemaligen Tempels ein fremdes Gotteshaus sei errichtet worden; darum habe er jenen Sturm erregt, Fischer und Seeleute samt ihrem Gut vernichtet und Turm und Dach des neuen Tempels beschädigt. Sollten die Einwohner der Stadt es wagen, diese Beschädigungen auszubessern, so werde seine Rache ohne Grenzen sein. Außerdem aber verlange er zur Sühne die Errichtung eines Standbildes auf der Säule des Marktbrunnens.

Charikles erhielt ein anständiges Geschenk und ward von zwei Edlen bis zur Mitte des Weges in seine Stadt zurückgeleitet. Das Meerungeheuer stieß in der folgenden Nacht einen dreimaligen, grausigen Schrei aus und war am Morgen spurlos verschwunden. Bald darauf ward über dem Brunnen ein ehernes Neptunbild aufgestellt, und das Loch im Dache der neuen Kirche blieb offen und ließ Sonnenschein und Regen durch. Das trug zum raschen Verfall des Gebäudes bei, heute steht dasselbe nicht mehr, sondern wurde im siebzehnten Jahrhundert durch eine schöne Kirche im Barockstil ersetzt.